

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt



Beilage zum Bezirks-Blatt

für das Krug- und Kannenbäckerland, umfassend die kgl. Amtsgerichtsbezirke Böhr-Grenzhausen und Selters.

Verlag von E. Nöhlemann in Böhr.

F. Ronfort

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Zahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Während des Essens fragte der Martin:

„Holzerfranz, wo schaffet Ihr?“

„Bei der Eisenbahn!“

„Hab mir's denkt. Wie weit steht die Arbeit?“

„Handig geht's! Sollt einer net glauben! Heut in

derbst soll schon die Bahn fahren. So hab' i g'hört.“

Schüsseln mit Brotsuppe und Kartoffeln waren leer. Die

bedeckte den Löffel ab und stand auf.

„Du nimmst die Latern und gehst in Stall! Gibst wohl

lagte Martin befehlenden Tones. „Und Ihr, Holzerfranz,

mit die Schleusen hoch! So wird's gleich g'schafft sein!“

„Marte, — mein Bub, der Jastl, wird fortgehn, noch in dem Monat“, sagte der Holzerfranz, bevor er sein feingemahlen Korn aufnahm. „Und so möcht ich Euch halt bitten, ob Ihr ihn net wollt einstellen als Knecht? 's ist'n gattig's Mäntle und geht einem an die Hand. Er würd' mir bei Euch kein Undank eintragen, Müllermarte, so viel muß wahr sein!“

Der Martin war einverstanden. Er hätte ohnedies einen Knecht gebraucht zum Sommergeschäft.

„Er soll kommen! Gleich morgen kann er Handgeld kriegen, der Jastl! Und nun b'hüt Gott, Holzerfranz, und guten Weg!“

Es kam eine Zeit, in der die Lisbeth still und verträumt ihren kleinen Hausgeschäften nachging und mit der Magd Küche, Haus und Stallung in guten Stand brachte. Es blieb den beiden Frauen viel zu tun in Haus und Hof, während draußen der Martin mit dem jungen Knecht das Feld bearbeitete, pflügte, säte und eggte, zu gesundem, selbsttätigem Gedeihen. Längs der Mühle legte die

Lisbeth einen

Gemüsegar-

ten an und ge-

rade unter den

beiden Fen-

stern der Stu-

be hatte sie

einen kleinen

Nebstod ein-

gepflanzt.

Mit besonde-

rer Sorgfalt

brachte sie ihm

täglich Düng

und Wasser.

Es war ihr, als

ob ihr ganzes

Hoffen und

Sehnen sich in

diesen zwei

kleinen weiß-

grünen Ran-

ken verwirkli-

chen sollte.

Einmal hatte

der Martin ge-

sagt: „Lisbeth,

mir fehlt ein

Gaul!“ Die

kommende

Woche ist Mo-

markt in der

Stadt. — Es

wird kein Fehl

sein, ich geh'

hin und schau mich um. 's Feld steht in vollem Saft. Wenn's

Wetter mittut und unser Herrgott meint es gut mit uns, alsdann

geht uns eine gute Frucht auf bis zum Herbst.“

Da sah ihn die Lisbeth an, so seltsam und glückselig, daß er

seine kräftigen Arme um ihre Schultern legen mußte und ihr

mit seiner derben Hand die blonden Strähnen zärtlich aus dem



Ein gutes Quartier. Nach einer Originalzeichnung von Th. Volz. (Mit Text.)

den stillen Abend, daß die Spaken unter den Tannen er-aufflogen. Und am frühesten Morgen, als schon ein grauer Nebel über den Mühlhof senkte, sprang ein kleines Kalb im umher und schrie ängstlich in den jungen Tag hinein. Die beiden Männer standen übermüdet im taufeuchten Hof neben sich den Schlaf aus den Augen.

hin und schau mich um. 's Feld steht in vollem Saft. Wenn's Wetter mittut und unser Herrgott meint es gut mit uns, alsdann geht uns eine gute Frucht auf bis zum Herbst.“

Da sah ihn die Lisbeth an, so seltsam und glückselig, daß er seine kräftigen Arme um ihre Schultern legen mußte und ihr mit seiner derben Hand die blonden Strähnen zärtlich aus dem

Gesichte stieh, erfüllt von einer inrigen Dankbarkeit: „Lisbeth — mein Weib!“

Die Mühle klappte nur an bestimmten Tagen und tat ihre Pflicht nach Bedarf. Aber der Mühlbach eilte dahin und tauschte über das Steingeröll und kümmerte sich wenig um die Menschen und ihr Tun. Bald laut aufbrausend, bald in ruhigem plätschern dem Gleichmaß drängten die Wellen am Mühlhof vorbei, vorwärts ins Tal, in den Nedar und weiter, bis zum unergründlichen Meer. Und mit ihnen eilten die Wochen, tauschten die Jahre.

Hoch über der Brennermühle und dem kleinen Mühlbach erhob sich auf mächtigen Steinsäulen eine lange Brücke längs des Heinbodelberges. Darüber lauschte mit tastmäßigem Geräusch die Eisenbahn hinweg und mitten in dem Berg hinein. Oder man hörte sie in kurzen Zeiten wieder aus dem großen Loch heraus-schnauben und zur Nachtzeit glückte sie dann einem wildschauenden Drachen, der gierig nach Beute auszog und mit glühenden Augen sich über eine breite Lichtung um den Heinbodel schlich.

Unten im Mühlhof, um zwei niedere Fenster des Wohnhauses, rankte ein blätterreicher Rebstock, lieblich, in grüner Jugendfrische, und am Mühlbach, dicht bei der Wasserseiche, hochte ein kleiner dreijähriger Bub und ließ sich die Sonne auf sein liches, goldblondes Haar scheinen. Nebenbei vergnügte er sich damit, kleine Holzstücke in das klare Wasser zu werfen, die die Wellen dann eilig forttrugen, und freute sich und rutschte ans Ufer, um ihnen nachzugucken, so lange, bis sie verschwunden waren und bis die Lisbeth, die unter dem Fenster beim Rebstock saß, einmal von ihrer Weizengarbeit aufschaute und ihn warnend anrief:

„Gottfriedle, wüßst du gleich zurückgehen, du Strid, du! Gib acht, wenn das Heinbodelmännchen kommt und dich ins Wasser zieht, dann mußt ertrinken!“

Der Knabe kam eilig auf die Mutter zugelaufen:

„Oh, Mutter, wer ist das, — das Heinbodelmännchen?“

„Das mußt du dir vom Onkel Andrefel erzählen lassen, Liebling. Weißt, der kennt die Geschichten besser als ich!“

„O ja!“ bestätigte der Kleine und setzte sich befriedigt zur Mutter. Aber bald sprang er wieder auf: „Der Vater kommt!“

Ein hochgeladener Heutwagen schwenkte gerade um die Ecke, bespannt von zwei kräftigen Pferden, einem Apfelschimmel und einer Fuchsstute.

„Bitte, bitte, reiten, auf'm Schimmel!“ schrie er seinem Vater entgegen.

Der Martin hob ihn hoch, küßte seinen blonden Schlingel und setzte ihn rittlings auf das Sattelpferd. Stolz und gravitätisch, wie ein junger Prinz, ritt der Gottfried in den Mühlhof ein.

Dann wurde der Wagen mit vielem anspornendem Geschrei und mit äußerster Kraftanstrengung der Pferde rückwärts in die große Scheune geschoben, die im Vorjahre als ein starkes rothlehnendes Backsteingebäude neben dem Wohnhause errichtet wurde.

Der Martin hatte es sich angelegen sein lassen und aus dem etwas verwirrteten Brennermühlhofe in wenigen Jahren ein ansehnliches Bauerngut geschaffen. Er war ein guter Bauer geworden und dabei ein großes Kind geblieben.

Jetzt kam er auf die Lisbeth zugestürzt mit einer Hand voll Heu, das er vom Wagen nahm: „Lisbeth, schau dir das Heu an, so börr und so schmackig! Und draußen steht's frisch — der Alee und der Samen. Und aufsteigen tut's aus'm Boden so g'sund und warm — wie frischbade'n Brot!“

Dann setzte er sich zu ihr, während der Knecht die Pferde ausschirrte, und erzählte ihr weiter vom Feld und Vieh und von der zu erwartenden Getreideernte.

Sie lebten ihre jungen Ehejahre in Glück und Zufriedenheit, der Martin und die Lisbeth. Das Glück stand lebhaftig vor ihnen in der kleinen Gestalt des Gottfriedle, das jetzt interessiert und wichtig dem Knecht zuschaute und mit den Händchen in seinen tiefen, mit Nieselscheinen und Brotkrumen gestopften Hosentaschen wühlte. All ihre Sorge und Liebe galt diesem frischbadigen Burschlein. Sein Wohlgefallen machte ihre Zufriedenheit aus.

In diesem Abend kam auch der Deder-Andrefel und mußte dem Gottfried die Geschichte vom Heinbodelmännchen erzählen. Die kleine Familie mit Knecht und Magd saß nach Feierabend auf einem Eichenstamm vor dem Brunnen. Der Gottfried kletterte dem Andrefel auf die Knie und streichelte ihm schmeichelnd seine Bartstoppeln und quälte:

„Bitte, bitte, lieber Onkel Andrefel, die Geschichte vom Heinbodelmännchen, — bitte, bitte, Onkel Andrefel!“

Und wer könnte diesem süßen Schmeichler widerstehen! Er begann: „Ja, mein liebes Gottfriedle, das sind jetzt gar viele, viele hundert Jahr her, da ist mal ein Spielmann vom Rhein gekommen und durchs ganze Schwabenland gezogen. Und weil er mit seinem richtigen Namen nur Heini hieß und obendrein noch einen krummen Rücken hatte, so daß er ganz buckelig ging, hat

man ihn überall den „Heinbodel“ g'heißen. Das häßt ihn recht verdroßen, wenn ihm der liebe Gott für diesen Fehler net häßt ein gutes Herz gegeben und einen froh und eine Fiedel, auf der er hatte spielen können so schön lustig, wie kein anderer im ganzen Land. Und die Leut' nachgelaufen und haben sich g'freut über sein Spiel und er hat nur seinen Geigenbogen ang'fest, alsdann haben alle tanzen vor lauter Bergnüglichkeit, so schön war's und so.

Einmal ist er auch auf den Berg aufgewandert — sie hort auf zu dem Wäldle, wo jetzt die Eisenbahn fährt hat g'sungen und g'pielt auf seiner Geig! Jetzt, wie er und singt, da sieht er auf einmal einen alten Mann dast zwischen den Tannen, grad unter einem Felsen. Und er denkt, da muß hingehen. Und dann ist er hingegangen und hat gesehn, daß er voll Blut war. Und der alte Mann schon g'leust und g'jammert, daß meinem guten, Heini ein Erbarmen antommen ist und er ihm hat helfen wollen, aber, wie er ihn hat wollen aufrichten, da hat er nur noch einzigen Laut von sich gegeben und ist umg'fallen und war.

Im nämlichen Augenblick sind aber zwei Bauern da herkommen und haben dem Geiger zug'schaut und haben einbildet, der Budlige hätte den anderen niederg'schle, wolle ihn jetzt austraben. Dann sind sie auf ihn zu und auf ihn dreing'haut und haben g'schrien: „Wart Du halt wollen wir helfen bei deinem sauberen Handwerk!“

Der „Heinbodel“ ist so erschrocken, daß er hat net g'munt, und ist ausg'rissen und davong'laufen. Aber die sind ihm nach, und auf ihr Schreien sind noch mehr dazu und da haben sie den Geiger geheßt, so lange, bis er hat können und sie ihn eing'holt haben. Und dann haben sie den Richter g'schleppt und weil er halt nur ein armer, l' Schelm g'wesen ist und der Tote ein reicher, vornehmer aus der Stadt, da hat der Richter net viel so herom hinum' gemacht, sondern hat ang'fest, daß der Geiger am Morgen aufgehängt werden soll, droben auf'm Berg, ober Stell', wo der Mord passiert ist.

Am andern Morgen sind dann viele Menschen zu hinauf und haben den „Heinbodel“ gebunden vor sich her und wie er g'merkt hat, daß es ernst wird, hat den lichen Spielmann all sein Frohsinn verlassen und er ist st und hat geseht: „Habt doch Erbarmen, — ich bin ja un-

Aber die Bauern wollten ihm nicht glauben. Sie pa und schleppten ihn unter eine große Tanne grad beim und legten ihm den Strid um den Hals. Das Geigerch noch einmal aus Leibeskräften:

„Weh euch, euer Herz ist härter als dieser Stein! Zeugen für mich und meine Unschuld! Er wird wein Wasser geben, während euere Augen trocken bleiben.“

Das Geigerchen wollte noch mehr schreien, aber der Knecht zog schon den Strid an und knüpfte es auf.

Aber was geschah nun?! — Der ganze Berg fing an zu und beben, und wie er so gewackelt hat, sprang der Fels entzwei und aus dem Spalt sprudelte ein Quell so hell und wie der Mondschein. Und alle sind auf die Knie gesa haben gebetet:

„Herr, vergib uns, was wir haben gesündigt! Wir Recht ausüben und haben schweres Unrecht getan!“

Dann haben die Leut' die Gloden in der ganzen Un zusammenläuten lassen und haben das tote Geigerchen großes, ehrenvolles Grab gelegt und haben den Berg „Hei geheißen. Der Quell hat aber immer weiter springen und hat die G'schicht vom unglücklichen Geigerchen durch Land tragen müssen, bald laut und bald wieder ganz Und dadrans ist dann der Mühlbach geworden.

Aber heut noch, wenn's Wetter mal recht schön ist, Hei Heinbodelmännchen aus seinem Grab und sitzt droben Felsen und singt und tanzt, daß alle Leut' in der ganzen sich freuen müssen. Aber die bösen Menschen müssen sobald sie nur den Mühlbach sehen. Und wenn es Nacht, der Mond scheint, dann geht das Heinbodelmännchen Wasser spazieren und singt und spielt auf seiner Geig bis alle Leut' und alle Kinder brav eing'schlafen sind.“

Der Andrefel war zu Ende und sah den kleinen erwartungsvoll an.

„Oh, schön!“ quitierte dieser mit hochrotem Gesicht auch die Erwachsenen waren dem alten Erzähler sehr gefolgt und der Martin war dabei recht ernst geworden.

In der folgenden Nacht hörte die Lisbeth, wie der Gottfried neben ihr aus seinem Bettchen sprang und zum Kammerfenster schlich. Hier stand er im Hemdchen auf die Behen und guckte eifrig in den vorüberziehenden bach, in dem gerade der Mondschein spiegelte. Sie rief

„gibt's denn, Gottfriedle? — Was machst du denn?“
 kam er zu ihr ins Bett geschlüpft und legte seine weichen
 um ihren Hals und flüsterte geheimnisvoll:
 „Heinbodelmännchen!“

Jabel vom Heinbodelmännchen war im Volksmund sehr
 und besonders in früherer Zeit viel verbreitet.
 anderen Tag hatte der Hagmayerbauer ein Geschäft im
 „Winkel“ und kam auf dem Heimwege, gegen seinen
 in der Nähe des Brennermühlhofs.

harte Mann trug schwer am Leben und war in den
 Jahren beinahe menschenscheu und recht alt geworden.
 der Woche ging er mit fast ungesundem Eifer seinen
 nach, aber er tat es freudlos und ohne besonderes
 Die Feierstunden verbrachte er einsam und verbittert.
 te keine Sorgen und auch kein Lieben mehr, und das
 hien ihm leer und fast unerträglich. Die Lisbeth hatte
 zu Weihnachten durch die Magd warmes Unterzeug
 adert ins Haus tragen lassen. Er hatte es kaum ange-
 und achlos beiseite geschoben.

heute ging er am Heinbodel herunter und traf halbwegs
 Mühlbach einen kleinen Jungen, der ihn aus großen blauen
 recht treuherzig und lebhaft anblickte und ihm schon aus
 Entfernung entgegenrief: „Gro-o-oß-vater!“

Hagmayerbauer überzeugte sich, daß der Bub allein war
 auf ihn zu.

„Lisbeth ihrer“, dachte er und betrachtete lange das kleine
 den, das so aufgeweckt vor ihm stand. Dann gab er ihm
 und fragte so freundlich wie möglich:
 „heißt du denn, kleiner Mann?“

„Gottfried.“ Und du?“

„heiß — auch — Gottfried!“

„ho—ho—ho!“ lachte der Knirps unglaublich.
 der Hagmayer war bewegt: „Gottfried heißt er! Nach
 nach dem Großvater. Mein' Namen hat sie ihm geben! —
 „Gottfried!“ — Dann fragte er weiter:

„Willst du denn hin, so allein im Wald?“

„Such' — — Großvater, hast du das Heinbodelmännchen
 in?“

„Kleine plauderte darauf los in seiner kindlichen Un-
 schheit. „Kennst du die schöne G'schichte vom Heinbodel-
 männchen?“

„Gottfriedle, die kenn' ich net.“

„du kennst net mal die G'schichte vom Heinbodelmännchen?“

„ich dir's erzählen?“

„Gottfriedle, erzähl mir's!“

alten Hagmayerbauer legte sich das herzige Kinder-
 gen warm ans Herz. Er führte den kleinen Gottfried an
 und ging mit ihm bergab.

„Sind der Bub seine Geschichte an, „also, da war mal
 nger, der war budelig und hat schön spielen können —
 ein guter Mensch gewesen — und die bösen Bauern
 ihn aufgehängt. — Und hat's doch gar nicht getan! Er

alten Mann gar nicht totg'macht! Und — und da war
 der Gott sehr erzürnt. Und der Berg hat gewadelt und

„n Wasser aus'm Fels rausg'sprungen und — und das
 Mühlbach. Und die bösen Menschen müssen weinen und

Heinbodelmännchen geht spazieren auf dem Wasser, wenn's
 und — und ...“

„Kleine Gottfried sah plötzlich ganz erstaunt auf seinen

„Großvater, bist du denn — ein böser Mensch?“

„Warum denn, Gottfriedle?“

„Weil du weinen tußt?“

„Stills standen dem Hagmayerbauer die Tränen in den Augen.
 — weiß — net“, presste er heraus. Dann bückte er sich
 te sein Enkelkind und drückte es an sich in bitterem, aus-
 nem Schmerz, daß der Bub laut aufschrie:

„du tußt mir weh!“

„Sind ging er eilig durch die Tannen dem Dorfe zu, denn in-
 waren sie beinahe im Mühlhose angelangt.

„Kleine Gottfried sprang nach Hause und erzählte seiner
 „Ich hab' mit dem Großvater g'sprochen!“

„Sind konnte sich nicht genug wundern und fragte ihn aus, wie
 mit dem Großvater zusammengekommen sei und ob er

„Sind habe und was der Großvater mit ihm gesprochen habe.
 hat geweint“, sagte der Bub gleichmütig.

„hat — lieber Gott — er hat geweint!“

„Sind, und dann hat er mich geküßt!“ — und leinlaut, etwas
 mit, setzte der Schelm hinzu: „Du, aber das hat gekracht!“

„Sind konnte die Lisbeth nicht mehr an sich halten. Sie schloß
 seinen Liebling stürmisch in ihre Arme und küßte und herzte

ihn mit echter Mutterliebe. Der Gottfried aber konnte sich gar
 nicht klar werden, womit er heute so viel Herzlichkeit verdient
 hätte und verlangte endlich nach einem Butterbrot.

„Es kommt ihm herb an, dem Vater“, dachte die Lisbeth den
 ganzen Tag, „sehr herb!“

(Fortsetzung folgt.)

Im Lazarett.

Erzählung von Elisabeth Miethe. (Nachdruck verb.)

Freundlich sendet die Wintersonne ihre Strahlen durch die
 hohen Fenster des Meyer Garnisonlazarets, als wolle sie
 mit ihrem milden Schein Trost und Hoffnungsfreudigkeit in die
 Herzen der armen Verwundeten gießen. Soeben tritt der Geist-
 liche an das Bett eines jungen Mannes, dessen hübsches, vom
 dunklen Loden umrahmtes Antlitz einen finsternen Ausdruck trägt
 und nur zu deutlich verrät, daß trotzige, verzweiflungsvolle Ge-
 danken sich hinter der bleichen Stirn verbergen.

„Haben Sie schwere Wunden aus dem Kampf davongetragen?“
 fragt der Pfarrer, indem er sich mitleidig über das Lager neigt.

Statt aller Antwort schlägt der Angeredete die Decke zurück
 und weist nach der linken Schulter, an der statt des Armes ein
 kurzer, von einem Verband umhüllter Stumpf sichtbar wird.

„Sie Armster“, sagt der Geistliche teilnahmsvoll, „möge der
 Allmächtige Ihnen Trost senden in Ihrem großen Leid, Menschen-
 worte vermögen es wohl nicht.“

„Nein“, stöhnt der junge Soldat mit einem wilden Aufschluchzen,
 „mein Herz ist jedem Trost unzugänglich, nur Qual und Ver-
 zweiflung haben darin fester Raum.“

„Sind Sie verheiratet?“ fragt der Pfarrer nach einer kleinen
 Pause, während welcher der Verwundete sich mit der gefunden
 Rechten die Tränen aus den Augen gewischt und alsdann wieder
 düster vor sich hinzustarren begonnen hat.

Der Krieger schüttelt das Haupt und stößt dann dumpf heraus:
 „Aber verlobt mit einem lieben Mädchen, und übers Jahr sollte
 die Hochzeit sein. Nun ist's vorbei mit dieser schönen Hoffnung,
 die mich angespornt hat daheim bei aller Arbeit und Mühe, deren
 ich mich nicht verdrießen ließ, um den verschuldeten Hof des Vaters
 in die Höhe zu bringen.“

„Aber warum, lieber Freund, geben Sie sich jetzt einer so
 düsteren Verzweiflung hin?“ fragt der Geistliche. „Reinen Sie
 etwa, daß die Liebe Ihrer Braut eine so wenig tiefgehende ist,
 daß sie bei dem Verlust Ihres Armes nicht standhalten wird?
 Wenn das der Fall sein sollte, so wäre sie ein sehr oberflächliches
 Mädchen und wahrlich nicht geeignet, einen braven Mann glück-
 lich zu machen.“

„Ach, das ist es nicht, Herr Pfarrer“, erwidert der Jüngling,
 während ein verklärender Gluckschein über sein blaßes Gesicht
 zieht. „Die Else ist lieb und gut von Gemüt wie kaum eine zweite
 in unserm Dorf. Wenn sie erfährt, welch ein Unglück mich be-
 troffen hat, wird sie nur mit um so größerer Liebe an mir hängen;
 aber was kann das helfen? Ihr Vater, der Lehrer in meinem
 Heimatdorf ist, hat nur dieses einzige Kind und wollte von jeher
 gar hoch mit ihr hinaus. Unsere Wirtschaft daheim aber ist arg
 vernachlässigt und nur ein paar kräftige, gesunde Arme wären im-
 stande, sie in die Höhe zu bringen.“

„Wie kam es denn, daß Ihr Hof so heruntergewirtschaftet
 war?“ erkundigt sich der Pfarrer, welcher die Absicht hat, den
 jungen Mann zur Mittelsamkeit zu veranlassen, um dadurch den
 starren Verzweiflungsbann, der die Seele des Bedauernswerten
 umfängt, ein wenig zu lösen. „Ist Ihr Vater tot oder war
 er längere Zeit krank?“

„Der Vater“, entgegnet der Angeredete, „ist Gott sei Dank
 wohl auf, leider aber besitzt er neben all seiner sonstigen Gut-
 herzigkeit einen großen Fehler, er liebt den Alkohol und das Zu-
 sammensein mit frohen Gefährten im Wirtshaus. Wenn er an-
 gehetzt ist, kann er niemandem etwas abschlagen und verleiht
 Geld, das er oft nicht wieder zu sehen bekommt. Außerdem ver-
 nachlässigte er seit dem Tode meiner Mutter unsere einstmalige
 prächtige Wirtschaft, an der er das Interesse verlor, je mehr
 dieselbe in Verfall geriet. Mich, sein einziges Kind, brachte er
 frühzeitig nach der Stadt auf die landwirtschaftliche Schule, denn
 sicher waren ihm meine vorwurfsvollen Blide, wenn er an-
 getrunken heimkam, lästig. Als ich die Schule verließ, kam ich
 zum Militär und so ahnte ich gar nicht, wie schlecht es mit meinem
 einstrigen Erbe stehe. Erst durch meine Braut erfuhr ich, daß ein
 Geldverleiher in der Stadt dem Vater seit Jahren mit der größten
 Bereitwilligkeit größere und kleinere Summen vorstreckte, jeden-
 falls in der Hoffnung, die Wirtschaft dadurch völlig in die Hände
 zu bekommen. O, wie habe ich in den zwei letzten Jahren daheim
 geschafft und gearbeitet und wie glücklich war ich, als ich kurz vor
 Ausbruch des Krieges eine kleine Hypothek zurückzahlen konnte.
 Nun freilich ist alle Mühe vergeblich gewesen! Unser Hof wird

unter den Hammer kommen oder in die Hände des Bucherers wandern; ein Krüppel vermag ihn nicht zu halten. Und die Elfe! — Sie ist eine viel zu gehorsame Tochter, um gegen den Willen ihres Vaters mein Weib zu werden. Und selbst wenn

er schweratmend hervor: „Bitte, Herr Pfarrer, wollen Sie einen Gefallen tun?“ Bereitwillig nähert der Geistliche dem Munde des Bittenden, und nachdem derselbe ihm Worte zugeflüstert, neigt er während das Haupt. „Ja“



Gedenthalle zu Ehren der bei Namur gefallen deutschen Helden auf dem Friedhof der Festung Namur. (Mit Text.)

sie's wollte, ich nähme das Opfer von ihr nicht an. Wie könnte ich es zugeben, daß sie als Frau eines Krüppels in Armut ihr Leben verbrächte, wo sie jeden Tag die reichsten Bauernsöhne zu Freiern haben könnte in unserm Werblitz.“

„Werblitz!“ wiederholt eine dumpfe Stimme, die aus dem benachbarten Bett herüberdringt und den jungen Soldaten veranlaßt, den Kopf nach jener Seite zu wenden. Er überzeugt sich aber bald, daß der dort in den Klissen ruhende blondbärtige Krieger, der schon die Bierzig überschritten haben muß, ihm völlig fremd ist und jedenfalls nur mechanisch den Namen des Ortes nachgesprochen hat. Auch der Pfarrer ist, nachdem er teilnehmend die gesunde Rechte des jungen Einarmigen gedrückt, an das Lager des anderen getreten. Ein Blick in dessen Antlitz, sowie ein Zeichen des hinzutretenden Arztes sagen ihm, daß derselbe nur noch kurze Zeit zu leben hat.

„Kann ich nicht irgend etwas für Sie tun, mein Freund?“ fragt er sanft, „vielleicht Ihre Verwandten durch ein Telegramm veranlassen, zu Ihnen zu kommen?“

„Das tut nicht not, ich stehe ganz allein im Leben,“ entgegnet matten Tons der Schwerverwundete, doch dann setzt er hastig mit Anstrengung hinzu: „Bitte, Herr Pfarrer, wie ist der Name meines Nebenmannes?“

Der Geistliche überfliegt mit schnellem Blick die über dem Bett des jungen Soldaten hängende Tafel und liest: „Vizefeldwebel Wilhelm Adler aus Werblitz bei Soldin“. — Der Krieger nickt und scheint in Gedanken zu sagen: „Er ist es“. Dann stoßt

selbst gehen, um Ihren Auftrag auszuführen, lieber Freund, indem er seinen Hut ergreift und eiligt der Tür zu. Er sieht wohl, daß dem Verwundeten nicht mehr viel von der Erden übrig bleibt. Dieser schaut ihm mit dankbarem Blick nach, dann schließt er die Augen. Seine Gedanken wandern zu

die Vergangenheit der plötzlich verstorbenen, klar und deutlich als gehörte es der Vergangenheit, an seinen vorüberziehenden

Er sieht sich wieder jungen, fröhlichen Menschen, sein Liebes, blonde Anna, im Arm halten, die gleich dem reichen Vater in Werblitz, dem Vater des jetzt hier im Lazarett den jungen Mann dienste stand.

Die Seele des Mannes müht sich, das so viel Glück birgt, festzuhalten, zieht vorüber, um an einem andern Platz zu

Als Soldat in fernem Garnison findet er sich wieder, er freudigen Herzen Briefträger einen abnimmt, der die ungeliebten Züge seiner Liebsten der Adresse trägt. Zwei Jahre waren seinem Abschied von Heimat verfloßen, Zeit nahte, da bunten Rod wieder ziehen können.

Wie hatte sein Jubel beim Gedanken das Wiedersehen Anna, die er nun vielleicht bald als sein junges Weib heimführen können. Vermögen hatte zwar keines von aber zur Anschaffung eines bescheidenen Hausrats mochte beiderseitige, mühsam ersparte wohl ausreichen. Sie



Relief in der Gedenthalle zu Namur, vom Bildhauer Walter Schwenk.



Frau Oberst Bohnh,

in des Chefarztes des schweizerischen Chefarztes des schweizerischen roten Kreuzes. (Mit Text.)

Oberst Bohnh,

Chefarzt des schweizerischen roten Kreuzes. (Mit Text.)

Zeit seltener geschrieben und einmal vor Monaten durchlassen, daß der Sohn ihres Dienstherrn, der künftige Hofe, ein Auge auf sie geworfen zu haben schien. Er, der hatte dazu gelacht, denn er kannte sein Lieb. Tugendhaft und klug zugleich, die würde sich nicht einem Herrensohn an der Nase herumführen. Und an eine Heirat mit ihr konnte niemals denken, das hätte sein stolzer der Adlerhofbauer, nicht gelitten. Nein, Gedanken hatte ihm die Andeutung der nicht verursacht, auch das lange Ausbleiben letzten Briefes war ihm nicht verdächtig erschienen.

Voll Ungeduld erwartet hatte er allerdings ihre Nachricht und vernünftig mit dem Lesen begonnen, als sie ihm der Postbote eingehändigt. Aber schon bei den ersten Zeilen, die der Brief enthielt, hatten sich seine Gesichtszüge



General von Löwe,

Großherr von Belgien.



Oberst von Trestow,

Kommandant der Stadt Bina.

wert und als er ihn zu Ende, war ihm das Blut siedend vor Zorn in die Schläfen gedrungen. Die Anna teilte ihm kurz mit, daß der alte Adlerhof nach kurzem Krankenlager gestorben sei und sein einziger Sohn eine einfache Magd, zur Herrin Hofes machen wolle. Natürlich wurde es ihr schwer, ihm, dem es, abschreiben zu müssen, aber das Geld, die prächtige Wirtschaften doch gar zu verlockend. Jetzt, bei der bloßen Erwähnung, will den Verwundeten ein Stroll überkommen, aber er

wird hinweggedrängt durch ein Stechen und Wühlen in der wunden Brust, das ihn an das Ende alles irdischen Denkens und Wollens gemahnt. Ein neues Bild entsteht vor dem seelischen Auge des Kranken. Fern von seiner früheren Heimat, auf einem Bauerngut in Hinterpommern beim Großhofel seines verstorbenen Vaters, der seinen einzigen Sohn durch den Tod verloren und ihn, den Neffen, zu sich gerufen hatte, führt er in treuer Arbeit und Pflichterfüllung unter den Augen des alten Mannes ein ernstes, stilles Leben. Es war ihm schnell gelungen, das Vertrauen des Onkels zu gewinnen, und als derselbe starb, setzte er ihn zum Erben seiner hübschen Wirtschaft ein. Mit einem Schlage war der arme Knecht zum wohlhabenden Bauern geworden, dessen Acker- und Viehstand sich wohl messen konnten mit demjenigen seines einstigen Herrn in der Heimat, des reichen Adlerbauern.

Aber in seiner Seele wollte doch niemals ein richtiges Treuen aufgenommen über den schönen Besitz, es war, als habe damals der Treubruch seiner Anna in ihm die Fähigkeit des Glückseins getötet für alle Zeit. Um die Frauen kümmerte er sich nicht mehr. Statt der Liebesgedanken fanden jetzt nur noch Haß und Groll Raum in seiner Brust; der heiße Wunsch, Rache zu üben an dem Räuber seines Glückes, verzehrte ihn. Er nahm seine Mutter, die noch immer als arme Tagelöhnerswitwe in Werblitz gewohnt hatte, zu sich und arbeitete und sparte mit ihr gemeinsam, als gelte es um jeden Preis ein großes Vermögen zusammen



Anschlaghäute im Waldlager. (Mit Text.)



Schifferparade auf dem westlichen Kriegsschauplatz.

menzuraffen. Er hatte erfahren, daß die Anna nach zweijähriger Ehe bei der Geburt eines Kindes gestorben war, aber das hatte seinen Haß gegen den einstigen Rivalen nicht gemildert. Als er dann gehört, daß dieser sich einem liederlichen Leben ergeben, den Hof vernachlässigte und angefangen hatte, Schulden zu machen, war in ihm der Wunsch aufgestiegen, den einstigen reichen Bauern, der durch sein Geld den Sieg über ihn beim Besitz der Anna davongetragen, von seinem Erbe zu vertreiben. Ganz systematisch war er zu Werke gegangen bei der Verwirklichung dieses Wunsches. Er hatte sich hinter einen Wucherer des Nachbarortes von Werblitz, der als Halsabschneider bekannt war, gestellt, und diesen beauftragt, durch bereitwillige Vorschüsse den leichtsinnigen Bauern zu veranlassen, immer größere Summen bei ihm zu entlehnen. So war eine Hypothek nach der andern auf den Hof eingetragen worden, auf dem die Knechte nach Belieben schalteten, stahlen und vieles verkommen ließen, während ihr Herr im Wirtshaus zechte oder im Bett seinen Rausch ausschließ. Allmählich war er, der Hannes, der Erfüllung seines Wunsches immer näher gerückt, bis der Wucherer ihm eines Tages mitteilte, daß der Sohn des Bauern, ein fleißiger, ordentlicher Mensch, vom Militär zurückgekommen sei und mit aller Kraft sich bemühe, die verlassene Wirtschaft in Ordnung zu bringen. Anstatt neue Schulden zu machen, hatte der Adlerbauer infolge der Bemühungen seines Sohnes nach zwei Jahren eine kleine Hypothek zurückzahlen können, und nun schien es dort weiter vorwärts zu gehen. Beim Lesen dieser Nachricht hatte er ärgerlich mit dem Fuße gestampft über das augenscheinliche Mißlingen seines Planes. Wenn der junge Adler so weiter wirtschaftete, gelang es ihm am Ende doch noch, den Hof zu eigen zu behalten, nach dem er, der Hannes, schon die Hand ausgestreckt hielt. Freilich, der Jüngling war der Sohn der Anna und mochte von ihr wohl den Fleiß und die Sparsamkeit überkommen haben; ein solches Erbeil hält besser vor als Geld und Gut. Aber der Hof sollte dem alten Adler trotzdem nicht erhalten bleiben, schwor sich der Hannes. Er wollte gerade den Geldgeber beauftragen, sämtliche Hypotheken auf Adlershof zu kündigen, um den Bauern dadurch zu zwingen, einen noch höheren Zinsfuß zu zahlen, als der Krieg ausbrach. Wenige Tage vor seinem Auszug ins Feld hatte der Hannes den Schmerz, seine alte Mutter begraben zu müssen und dadurch zerriß das letzte Band, das ihn noch mit weichen Gefühlen zu den Menschen zog. Nun konnten Haß und Groll sich immer weiter in seinem Herzen ausbreiten, waren es doch hinfür die einzigen Gäste, die daselbst beherbergt. Mit heimlichem Triumph hatte er daran gedacht, daß der junge Adlerbauer nun auch gezwungen wäre, den Arbeitsmittel mit dem Soldatenrock zu vertauschen und dadurch höchst wahrscheinlich die Früchte seines Fleißes einbüßen würde. Er selbst, der Hannes' Reichtum, konnte ruhigen Herzens seinen Hof verlassen, denn der alte treue Hofmeister, der schon zu des Großvaters Zeit dort gewesen, würde in seinem Sinne weiter wirtschaften.

Und weiter wandern die Gedanken des Verwundeten: er sieht sich auf dem Schlachtfeld im Regentropfen, dem Tod ins Antlitz schauend, ohne Furcht und Bogen. „Wenn ich falle, was schadet's? Niemand trauert um mich“, das waren seine Gedanken beim Donner der Geschütze, beim Niederstürzen der Kameraden rund um ihn herum. Ihn schien es verschonen zu wollen das prasselnde Gewehrfeuer, und kalten Auges, mit sicherer Hand, sandte er selbst Kugel auf Kugel hinüber zu den Gegnern.

Dann findet er eine Lücke in seinen Erinnerungen. Er hatte den Tod, einen schnellen, glücklichen Soldatentod, durch eine Kugel, die das Herz oder eine Schlagader durchbohrt, nicht gefürchtet. Aber der war ihm nicht beschieden worden. In einer strauchbedeckten Erdvertiefung des Waldberges, längs dessen Rand sich der Kampf hingezogen hatte, schlug er nach längerer Bewußtlosigkeit die Augen wieder auf. Er fühlte an einem wahnsinnigen Schmerz in der rechten Brust, daß er verwundet war. Unfähig, sich zu bewegen, schaute er empor zum dunklen Nachthimmel, an dem die Sterne glänzten, während ringsumher tiefe Stille herrschte. Der Kampf war also zu Ende und er selbst mußte entweder für tot gehalten oder aber in seiner grabähnlichen Vertiefung nicht aufgefunden worden sein. Sollte er hier hilflos verenden unter den rasenden Schmerzen und dem qualvollen Durst, den der große Blutverlust hervorgerufen hatte? Er versuchte zu rufen, aber nur ein ächzender Laut drang aus seiner ausgetrockneten Kehle. Und nun kam etwas, das er bisher nie gekannt, noch näher und näher, und krampfte sich mit Eisenspitzen um sein Herz, es war die Angst, die Angst vor qualvollem Verenden in dieser menschenleeren Einsamkeit.

War denn niemand da, der ihn hören, ihm helfen konnte? Seine Blide schweiften durch die kahlen Äste der Bäume hinauf zum sternbesäten Nachthimmel. Ach, das Veten hatte er verlernt seit seiner Jünglingszeit, und der verloren gegangene Glaube an Gott war selbst am Vorabend der blutigen Schlachten oder im

Regentropfen nicht wieder in sein Herz gezogen. „Mit dem ist alles aus“, hatte er gedacht und allzuviel lag ihm nicht jetzt in der höchsten Not, der völligen Verlassenheit, plötzlich der Gedanke: „Wie, wenn dort über den Sternen ein höheres Wesen wäre, das auch in dieses Waldesdickicht blickt und Mitleid mit meiner trostlosen Lage hätte?“

„Lieber Gott, hilf mir“, stöhnte er matt und dann laus atemlos, ob nicht ein Wunder geschähe, vielleicht ein Engel Himmel herniederstiege, um seine verdurstenden Lippen und die brennenden Wunden zu kühlen.

Da horch, ein leises Knistern und Knaden des dürren auf dem Waldboden, ein Schnaufen und Schnüffeln, des knurrenden Vellen folgte. „Der Sanitätshund unserer Truppe“, schloß es ihm durch den Kopf. Beim Schein einer Blendlicht sah er zwei Männergestalten auf sich zukommen, fühlte emporgelassen, sanft auf eine Bahre gebettet und davongetragen.

Nun liegt er weich und warm im sauberen Bett des Lazarets, seine Wunden sind verbunden, der brennende Durst gestillt, im Herzen drinnen wühlen und nagen qualvolle Gedanken fast augenblickliche Gebetsverhörung dort draußen im Walde ihm gezeigt, daß der alte Kinder Glaube dennoch der rechte war, daß es einen Gott gibt, der sich liebevoll der Verlassenen erweilt, wenn ihr heißes Flehen zu seinem Thron empordringt. Wie gleich hatte er auch erkannt, wie unwert er der göttlichen gewesen, die ihm in seiner Not zuteil geworden, wie weit in den vergangenen Jahren entfernt hatte von dem schmalen und der engen Pforte, die zum ewigen Leben führen. ernstern Miene des Arztes und seinem eigenen schlechten Vermerkt er, daß seine Stunden gezählt sind. Nun liegt, unermüdet, wie der Weltraum an Ausdehnung, die lange, Ewigkeit vor ihm, im Vergleich zu der das ganze Erdenleben ein Hauch, ein einziger kurzer Augenblick ist. Er hatte als in seiner Heimat, außen an der Tür, die ins Studierzimmer führte, eine Tafel gesehen, auf der nur die Worte gedruckt waren: „Wo wirst du die Ewigkeit zubringen?“ Die Frage war damals in seinem Gedächtnis haften geblieben, später aber durch andere, die das materielle Leben betrafen, ihm wichtiger erschienen waren, verdrängt worden; nun sie plötzlich wieder vor ihm auf, ernst und drohend. Er fühlte mit Schrecken, daß die bösen Nachgedanken, die sich in dunkler, reißender Strom durch sein bisheriges Leben gelaufen, alle bessern Gefühle mit sich fortgeschwemmt hatten, daß er eine Sünde, eine himmelschreiende Sünde begangen, als er bereitwilligen, von den Wucherern in seinem Auftrage gegen Vorschüsse dem haltlosen Leben seines einstigen Nebenbuhlers geleistet hatte, in der Absicht, denselben zugrunderichten. Mitten hinein in diese verzweiflungsvollen Gedanken war plötzlich aus dem benachbarten Bett das Wort „Wende“, der Name seines Heimatortes und desjenigen seines Feindes an sein Ohr gedrungen. Er hatte der Erzählungen jungen Mannes voll Spannung gelauscht und sich schließlich die an den Geistlichen gerichtete Frage überzeugt, daß der oder eine Fügung des Himmels ihn hier Seite an Seite mit dem Sohne desjenigen gebettet, den zu verderben er sich zum Lebensstreben gemacht hatte.

Gott sei Dank, daß er noch Zeit und Gelegenheit fand, Teil des begangenen Unrechts gut zu machen.

„Der Herr Pfarrer ist soeben mit dem Herrn Notar gekommen, wir werden Ihr Bett zu ihm in den Nebenraum verlegen, damit Sie ungestört sind“, tönt die Stimme des Krankenschwägers an das Ohr des Verwundeten, der mit einem erleichterten Atem das Haupt neigt.

Einige Wochen sind vergangen. Am Fenster eines Eises abteils dritter Klasse steht der junge Adlerbauer und schaut freudiger Erwartung dem dahinrollenden Zuge voran, in die Heimat entgegen, in der treue Liebe ihn erwartet.

Er hatte damals im Lazarett, sobald er instande war, die Feder zu halten, seiner Braut von dem Verlust des Lebens Mitteilung gemacht und sie voll Schmerz und Trauer über die Verlobung mit ihm als gelöst zu betrachten. Als er hatte das geliebte Mädchen ihm geschrieben, daß das Leben welches ihn betroffen, sie trotz seines Verzichtes und der Vorstellungen des Vaters nicht abhalten würde, sein Leben zu werden, sondern sie nur noch fester mit ihm verbinde. Mit dem Gefühl freudiger Wehmut hatte er den Brief wieder und gelesen, ohne jedoch dadurch in seinem entsetzlichen Zustand wandelnd geworden zu sein. Auch der tröstende Zuspruch des Pfarrers hatte nicht vermocht, seine trüben Gedanken zu vertreiben. Da war er eines Tages zu dem Notar gerufen worden, in dessen Zimmer sich auch der Feldgeistliche befunden hatte. Nach versiegelten Schreiben, das der junge Mann aus der Hand des Notars empfangen und auf dessen Geheiß geöffnet hatte,

kleinung geworden, daß der verstorbene Bauernhofbesitzer Reichelt aus Raddah, ihn, den Vizefeldwebel Wilhelm aus Werblitz, zum alleinigen Erben seines vierhundert großen Bauerngutes und eines Barvermögens von tausend Mark eingesetzt habe. Anfanglich hatte er an Ertum, eine Verwechslung geglaubt, denn es war doch unmöglich, daß ein Mann, den er nie gekannt, ja dessen er nicht einmal zuvor gehört, ihn in so edelmütiger Weise im Testament bedachte. Als er aber dann von dem Geisternommen, daß alles in Richtigkeit wäre, daß seine Mutter, die die Adlerbäuerin geworden, die Braut des Erblassers, wie dieser ihm vor seinem Scheiden aus dieser Welt, da hatte sich ein unaussprechliches Glücksgefühl des jungen bemächtigt. Sein erster Gang hatte ihn nach dem Hof, zu dem Grabe seines Wohlthäters geführt, wo er einen einsam niedergelegt und ein inniges Dankegebet zum Gott geschickt hatte.

Da ertönt der langgezogene Pfiff der Lokomotive, die Station ist erreicht. Eine große Schar der Dorfbewohner hat sich am Bahnhof versammelt, um den heimkehrenden jungen in der Heimat zu begrüßen. Allen voran eilt ein schlanke, hübsches Mädchen an das Coupé, dessen Thür ihr Liebster öffnet. Schluchzend vor Glück und Wiedersehensfreude an seine Brust, und während ihre Hand liebevoll über die ihres beraubte Schulter streicht, flüstert sie dem Verlobten die gut, daß nur der Arm und nicht du selbst auf dem Feld geblieben.

„Nun wird alles gut werden, Vater,“ sagt er, liebevoll ins Auge schauend, „die Elfe wird uns ein Heim schaffen, du dich behaglich fühlst und keine drückende Schuldenlast dich mehr ins Wirtshaus treiben.“

Der junge Bauer am andern Tage seine Braut und deren über die Schwelle seines Vaterhauses führt, in dem er die Sorgen wird schalten und walten können, da zieht es der Dankbarkeit durch seine Seele:

„Der Herr hat alles wohl gemacht,
Ihm sei Lob und Preis.“

Andreastag.

Zum 30. November. — Von Siegfried Lenz.

(Nachdruck verboten.)

Der letzte Tag im Monat November ist dem heiligen Andreas gewidmet, dem Schutzpatron der Ehe. Kein anderer Tag, der die jungen Mädchen so bedeutungsvoll wie dieser, an dem das Brautpaar befragt, wer der Zukünftige sein wird. In den Städten ist Andreastag ja viel von seiner Bedeutung verloren; man betet ihn mehr als einen Tag fröhlicher Kurzweil im Jagd- oder Bekanntschaftskreise. Aber die Landbevölkerung hält an den alten Sitten und Gebräuchen fest.

„Ach lieber, heiliger Andreas mein,
Laß mir erscheinen den Herzallerliebsten mein.
Laß mir'n erscheinen in dem Habit,
In dem er mit mir zum Altar tritt!“

Beten am Andreastag die Mädchen in den Dörfern, die dem süßen Joch der Ehe sehnen. Oder sie beten auch so: „Andreas, heiliger Schutzpatron, hör mich, gib mir einen Mann, und laß mich in Traume sein, ob er hässlich oder schön, ob er geistlich oder weltlich, ob er jung ist oder alt.“

Heiliger Andreas, steh mir bei, daß ich's seh' im Konterfei.“ nicht vergessen darf das junge Mädchen, nach beendeten die Arme über der Brust zu kreuzen und mit der großen des rechten Fußes dreimal an das Holz des unteren Bett- zu klopfen! Der, von dem sie dann träumt, wird bestimmt sein. Überhaupt geht jeder Traum der Andreanacht in die Richtung. Wie abergläubisch das Landvolk hierbei ist, zeigt die das Mark Brandenburg übliche Sitte, um Mitternacht in der des Zimmers einen Tisch zu decken, auf den zwei brennende und zwischen beiden ein Glas Wasser und ein Glas Wein werden. Vor jedes Glas kommt außerdem ein Stück und ein Messer. Flugs versteckt sich nun das junge Mädchen pariet auf den Bräutigam, dessen Geist nun im Zimmer sein soll. Trinkt er vom Wein, so ist er ein reicher Mann; trinkt er aber Wasser trinkt, so ist er ein armer Schlucker und die ihm bringt Sorgen und Mühe. Da freilich Geister nicht in der Andreanacht auf Erden umherwandeln, so muß das Brautpaar lustige Mädchen im nächsten Jahre wieder das Orakel hören, falls nicht inzwischen ein Freiermann an ihrer Thür

angeklopft hat. Wer um Mitternacht in den Hühnerstall schleicht, kann übrigens auch die Zukunft erfahren: Gaderet die Henne, so heißt es, noch ein Jahr warten; wenn aber der Hahn gaderet, dann dauert's nicht mehr lange bis zur Trauung.

Fast jede Provinz hat ihre besonderen Andreassprüche und eigene Andreastagsitten. In Ostpreußen legt sich das junge Mädchen Haserförmig und Leinsamen unter das Kopfkissen. Sie spricht dabei:

„Hoser und Lein, ich fäe dich, Heil'ger Andreas, ich flehe dich, laße in Traum erscheinen Mir den Liebsten meinen.“

Auch kann, wer nachts zum Dorfbach geht, das Bild des Zukünftigen im Wasserspiegel schauen; natürlich muß die Nacht klar und hell sein. Zeigt sich trotzdem kein Bild, so ist es mit der Heirat vorläufig Ewig.

Manche der am Andreastag gepflegten Sitten und Orakelfragen werden am Silvesterabend wiederholt. Dazu gehört das Bleigießen, das Schuhwerfen nach der Tür und ebenso das Werfen von Apfelschalen, die den Anfangsbuchstaben von des Zukünftigen Vornamen nennen sollen. Sehr hübsch ist auch der Brauch, Ruchschalen mit kleinen Lichtchen im Wasser schwimmen zu lassen. Man nimmt dazu doppelt so viel Ruchschalen als Mädchen anwesend sind, die Hälfte mit Lichtchen, die andere Hälfte ohne. Die letzteren bedeuten die Mädchen und werden zuerst aufs Wasser gelegt. Dann erst läßt man die mit Lichtchen versehenen Ruchschalen schwimmen, und aller Augen wachen eifrig darüber, ob sich der Bräutigam dem jungen Mädchen nähert. Schwimmen die Ruchschalen nebeneinander, so gibt es im nächsten Jahre Hochzeit.

Im sächsischen Erzgebirge schreiben die jungen Mädchen auf vierundzwanzig Blättchen die Buchstaben des Alphabets und legen diese in einen Strumpf, der unter das Kopfkissen kommt. Das erste Blatt, das man am nächsten Morgen herausnimmt, sagt den Anfangsbuchstaben des ersehnten Bräutigams. Wer aber rascher Bescheid haben will, der schreibt jeden einzelnen Buchstaben auf ein Stück Löschpapier und wirft das ganze Alphabet — ins Wasser. Der zuerst unter sinkende Buchstabe gibt den Namen des Freiers mit dem Anfangsbuchstaben seines Vornamens an.

Einer gewissen Poesie entbehrt nicht das sogenannte „Baumschütteln“. Man kennt es im Erzgebirge, ebenso auch in der Niederlausitz. Aber man schüttelt nicht nur den Baum, sondern schüttelt auch die Wästelstange oder rüttelt am Baum und sagt dabei sein Sprüchlein her. Bei jedem dieser Orakelsprüche muß aber eine Antwort erfolgen, und die soll in diesem Falle der Haushund oder der Haushahn mitteilen. Ist das Hundegebell sehr nahe, so wohnt der Bräutigam im Dorfe. Erfolgt kein Gebell oder Hahnenruf, so muß sich die Fragestellerin noch ein Jahr vertragen, dann nützt alles Schütteln nichts. Will die Braut wissen, wie lange es noch mit der Hochzeit dauert, so hat sie nur nötig, ein Stück Holz zu stehlen und es über einen Baum zu werfen. Nachbars Hund wird schon daraufhin bellen. So oft er bellt, so viele Jahre muß mit der Heirat noch gewartet werden.

Eine der schönsten Sitten herrscht in den Karpathen der Bukowina. Dort tragen die jungen Mädchen mit würzigen Kräutern gemischtes Wasser in den Richturm hinauf und reinigen damit um Mitternacht die Gloden. Sie sagen dabei: „Röge der Ruf meiner Sittsamkeit und Häuslichkeit weithin erschallen wie Glodenton!“

Bausgärtlein im Spätherbst.

Unkefroten Rüben, Kohl und Möhren
An des Gärtleins ausgebreiteten Lehren.
Bohnenranken, angewellte Schoten,
Hier am Baum dem Nachtreif freigegeben.
Einzig noch die Äpfel steht im Staate
Draben in dem Sattgrün der Salate.
Stolzer doch aus schwarzer Beete Krume
Hebt vom Wegsaum sich die Sonnenblume.
Schmurrend in des Schlafbehagens Wonne,
Eine Kake liegt dort in der Sonne.
Nesseln, Kletten rings am Baum und Ede,
Dort am Fenster Balsaminenbode.
Frommer Glanz von traulich füllten Wonne
In das kleine Gärtlein ist versponnen.

Christian Wagner, Wamböron.

Unsere Bilder

Ein gutes Quartier. Da sind sie mitten im fremden Land die braven Feldgrauen. Die blutige Arbeit ist getan, der Gegner zurückgeschlagen. Nun winkt der wohlverdiente Lohn: Die Truppen rücken zur Raft ins Quartier. Reist sind sie ja keine willkommenen Gäste, obgleich sie durch aus nicht als Barbaren auftreten, aber ab und zu trifft sich's doch, daß die

Bäuerin vernünftig genug ist, die Dinge zu nehmen wie sie sind. Das mag wohl auch bei der Dorfchönen auf unserem Bild der Fall sein. Sie hat sogar sichtlich Gefallen an ihrer Einquartierung, denn sie zeigt sich ihr von der lebenswürdigsten Seite. Dem Feldgrauen scheint das sehr zu behagen. Er betrachtet seine hübsche Wirtin, die ihm so anmutig und dabei ein wenig kokett zulächelt, mit wohlgefälligen Blicken, die aber zum Teil wohl auch dem in der Pfanne schmorenden Ferkelchen gelten, das die Bäuerin in richtigem Verständnis für die Bedürfnisse hungriger Krieger gar kunstgerecht zubereitet. Und so würzig, so verlockend ist der Geruch, der dem seltenen Federbissen entströmt, daß die beiden Kameraden des Feldgrauen mit vergnügten Gesichtern herbeieilen und das Gotteswunder — nämlich den für sie bestimmten Festbraten und die dralle Schöne — anstaunen. Hier braucht's wahrlich kein: Parlez-vous français? Parlez-vous allemand? Das „Lied ohne Worte“, das so lieblich in der Pfanne brodelt, und das sonnige Lächeln der hübschen Französin sagen den braven Feldgrauen deutlicher als alle Sprachen der Welt, daß sie in ein „gutes Quartier“ geraten sind. M. B.

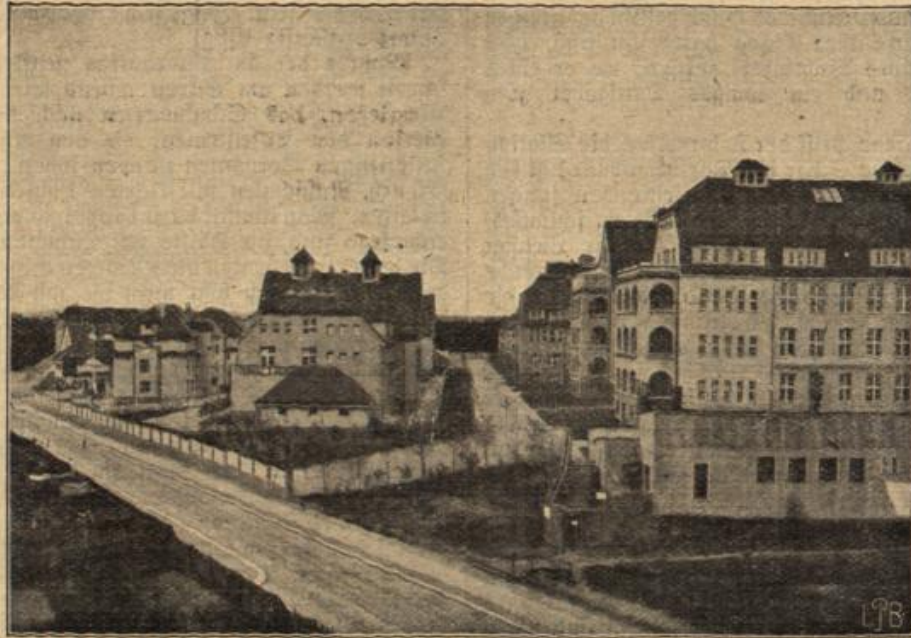
Gedenkhalle zu Ehren der bei Namur gefallenen deutschen Helden auf dem Friedhof der Festung Namur. Auf dem Friedhofe der Festung Namur hat man zu Ehren der bei der Eroberung Namurs gefallenen Helden eine Gedenkhalle errichtet, die als solche größeren bildnerischen Schmuck zuließ und dem schöpferischen Geist des Künstlers eine freiere Entwicklung gestattete.

Frau Oberst Bohnh, Gemahlin des Chirurgen des schweizerischen Roten Kreuzes. Sie steht schon seit vielen Jahren im Dienste des Roten Kreuzes und wirkt seit Beginn des Weltkrieges an der Seite ihres Mannes besonders auf dem Gebiete des Austausches der Schwerverwundeten.

Oberst Bohnh, Chirurgen des schweizerischen Roten Kreuzes, der seit Beginn der Mobilmachung die Leitung des Roten Kreuzes in Händen hat; er hat sich besonders durch den Austausch der schwerverwundeten Deutschen und Franzosen große Verdienste erworben.

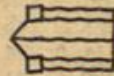
Anschlagssäule im Waldlager. Wenn die Feldgrauen im Osten etwas vermissen, so sind es Nachrichten und Lebens- und Liebeszeichen aus der Heimat, die bei ihrem schnellen Vorrücken oft lange Zeit brauchen, bis sie an die Front gelangen. Aber selbst diesem Mangel suchen sie abzuhelfen. Der in eine Anschlagssäule umgewandelte riesige Kiefernstamm im polnischen Urwald ist mit Zeitungen und Bildern aus der Heimat besetzt.

Die neue große Krankenhäuseranlage in Chemnitz i. S., welche mit einem Zehnmillionenwert das größte soziale Werk der Stadt Chemnitz darstellt und deren Fertigstellung bevorsteht. Unser Bild zeigt den fertigen Teil der aus achtzehn Gebäuden bestehenden Anlage.



Die neue große Krankenhäuseranlage in Chemnitz i. S. (Mit Text.)

unsere Kinder nach und nach zweitausend Franken gespart. Die kann ich borgen.“ — „Wie hast du die denn gespart?“ fragte Offenbach erstaunt. „Vom Haushaltungsgeld.“ Mit vielen Dankesworten reiste Offenbach ab — das Haushaltungsgeld setzte er von dieser Zeit an wesentlich herab.



Gemeinnütziges

Wacholderbäume dürfen niemals in der Nähe von Birnbäumen duldet werden, da auf ihnen eine gefährliche Pilzkrankheit, der Gitterfleck, im ersten Stadium schmarotzt. Erst von den Wacholderpflanzen geht auf die Birnbäume über.

Bei der Herbstpflanzung werden die Setzlinge tiefer in den Boden gebracht als bei der Frühjahrspflanzung. Der Boden soll sich noch und der Frost die Pflanzen. Nur im Jahr setzt man die Setzlinge bis an den Wurzelballen den Boden.

Kurkern, Leberblümchen, Stiefmütterchen, Veilchen und Bergfarnmännchen setzen jetzt aus dem Boden in Töpfe eingepflanzt. kalten Räume aufbewahren und vom Januar ab ein sonniges Fenster in einem mäßig warmen Zimmer aufgestellt werden. werden alsdann bald Blüten entwickeln.

Das Winterfutter für Hühner besteht aus dem vor dem Schlafen gebrauchten Körnerfutter bis zum Morgen. Es empfiehlt sich ab und zu einige Sonnenblumenkerne, Hanf und Wacholderbeeren zu verabreichen.

Schwarzwurzeln sind am wertvollsten, wenn sie recht lange unter der Erde bleiben. Man schneide das Kraut kurz zurück und bedecke das Beet mit Reisig ab, so daß man auch bei Schnee und Frost ernten kann.

Die intensive rote Farbe der roten Rüben geht leicht durch Beschädigung der Knollen verloren. Um das Bluten zu verhindern, ist vorsichtiges Ausgraben nötig.

Land für Sommergerne muß schon im Spätherbst gepflügt werden und den Winter hindurch in rauher Furche liegen bleiben. Kartoffeln, Zuckerrüben, Mais und Klee sind gute Vorfrüchte. Gerste nach Haubfrüchten anzubauen, ist nicht empfehlenswert, nach sich selbst gedeiht Gerste schlecht.

Zum Fensterputzen darf man niemals Sodawasser oder Lauge nutzen. Das Glas wird hierdurch blind und bekommt ein schlechtes Aussehen.

Verwandlungsrätsel.

Linie, Delta, Trage, Enzo, Ko, ran, Geste, Selma, Eisen.

Durch Änderung eines Buchstaben und Umstellen der übrigen Laute bilde man aus jedem der obigen Wörter den Namen einer Stadt, so daß die mitteilten Buchstaben der Stadtnamen eine Abfolge bilden. Die Städte liegen der Reihe nach in folgenden Ländern: Deutsch, England, Preußen, Afghanistan, Ägypten, Ungarn, Schweiz und Italien.

Schachlösungen.

Nr. 140. 1) Tc2, 2) Dc2, 3) Dc3, 4) Dc4, 5) Dc5, 6) Dc6, 7) Dc7, 8) Dc8, 9) Dc9, 10) Dc10, 11) Dc11, 12) Dc12, 13) Dc13, 14) Dc14, 15) Dc15, 16) Dc16, 17) Dc17, 18) Dc18, 19) Dc19, 20) Dc20.

Wichtige Lösungen.

Nr. 128 u. 129. Von E. D. in G. Nr. 129. Von E. D. in G. Nr. 130. Von E. D. in G. Nr. 131. Von E. D. in G. Nr. 132. Von E. D. in G. Nr. 133. Von E. D. in G. Nr. 134. Von E. D. in G. Nr. 135. Von E. D. in G. Nr. 136. Von E. D. in G. Nr. 137. Von E. D. in G. Nr. 138. Von E. D. in G. Nr. 139. Von E. D. in G. Nr. 140. Von E. D. in G.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Rätsel: End. — Bilderrätsel: Silber Eifer schadet mir. — Sonett: ...

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Allerlei

„Denk dir, Spund, gestern hab' ich bereits mein erstes Geld verdient!“ — „Ach, hast du Privatstunden gegeben?“ — Nein, aber ich habe alle die letzten Weinflaschen verkauft.“

Ein Entdeckungswütiger. Der eifrige Astronom Messier war so gierig auf die Entdeckung neuer Kometen, daß ihm Ludwig XV. den Beinamen gab: l'uret de cometes (Kometen-Jäger). Einst hatte Messier lange Zeit auf einen Kometen gelaunt, als ihm die Erkenntnis und der darauffolgende Tod seiner Frau von seinem Observatorium mehrere Wochen fernhielt, und Montaigne von Limoges ihm in der Zeit die Entdeckung des Kometen wegnahmte. Messier war darüber außer sich, und als ihn ein Freund über den Tod seiner Frau zu trösten kam, rief er bitterlich weinend aus: „Ich hatte ihrer zwölf entdeckt! Montaigne entriß mir den dreizehnten. Nach zwölf Franken bekommt man wohl eine dreizehnte; aber wo soll ich einen dreizehnten Kometen hernehmen?“

Die sparsame Frau Offenbach. Meißner Offenbach ist durch die Erfolge seiner Operetten ein reicher Mann geworden. So lebenswürdig Offenbach als Theaterdirektor zu seinen Kollegen war, ebenso streng hielt er darauf, daß ihn keiner von ihnen dabei aufsuchen durfte. Hier wollte er ungehört nur seiner Familie leben. Offenbach hatte vier reizende Kinder, lauter Mädchen, und lebte mit seiner Frau in glücklicher Ehe. Sie war die Schwester des Deputierten Robert Mitchell und dem Komponisten stets eine treue Stütze in guten wie in bösen Tagen. Besonders als Offenbach noch nicht mit Glücksgütern gesegnet war, sparte sie jede unnötige Ausgabe und versuchte nach und nach eine Aussteuersumme zu ersparen, die einst ihre Mädchen bekommen sollten. Eines Tages mußte Offenbach nach Köln reisen und jammerte seiner Frau vor, daß ihm hierzu das Reisegeld fehle. — „Da kann ich Rat schaffen“, sagte lachend Frau Offenbach. „Ich habe für



Matt in 3 Zügen.